Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 12 (1970)

Artikel: Erinnerungen eines Mathematikers

Autor: Jecklin, Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971771

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen eines Mathematikers

Von *Heinrich Jecklin*

Nach den Worten der Schrift hat man mit 70 Jahren ein prophetisches Alter erreicht. Und im übrigen ist man auch offiziell alt geworden, man ist AHV-Rentner und hat Anrecht auf das Halbtax-Abonnement der SBB für ältere Personen. Niemand wird es darum wohl verübeln, wenn man in diesem Stadium etwas Rückschau hält und in Reminiszenzen macht. Bei meiner Geburt — ich war der Erstgeborene — wird sicherlich Freude geherrscht haben, aber es hat gewiß niemand über meinen künftigen Beruf gesungen. Wenn jemand sang, so war ich es selbst, und ich war mir damals über die Berufswahl noch völlig im unklaren und blieb es, bis ich zwanzig Jahre später das Gymnasium der Churer Kantonsschule verließ, mit dem Zeugnis der Reife, wie es so schön heißt. Aber ich war noch so unreif wie immer möglich, mußte mich nun aber zwangsläufig zu etwas entscheiden. Und so studierte ich, mit Latein und Griechisch in der Tasche, die Fächer Mathematik, Physik und Astronomie. Nach der Erinnerung und aus den Zeugnissen zu schließen, war ich während all der langen Schuljahre ein Musterschüler, und daß ich dann trotzdem meinen Weg gemacht, mag jene Lügen strafen, welche behaupten, Vorbedingung zu späterem Erfolg sei mindestens ein Durchfall während der Schulzeit. Auch mag es jenen Eltern ein Trost sein, deren Sprößlinge sich eher mit dem Lehrstoff als mit reformerischen Ideen auseinandersetzen. Später bin ich oft gefragt worden, was mir als Mathematiker denn Latein und Griechisch eigentlich genützt habe. Da konnte ich stets nur antworten: viel, sehr viel sogar, wenn man unter Nutzen nicht nur das versteht, was sich in Franken und Rappen ausdrücken läßt. Denn die Kenntnis der alten Sprachen hat mir viel Freude und innere Bereicherung verschafft. Heute noch stehen Herodot und Tacitus, Lukian und Plautus in Griffnähe meines Schreibtisches, friedlich neben der griechischen Fassung des «Max und Moritz» von E. Steindl und der lateinischen Version des «Struwelpeter» von P. Wiesmann, nicht zu vergessen die lateinischen Sprachspiele «Bella Bulla» von H. Weis.

Meine Studien absolvierte ich zum Teil in Wien. Erstens lehrten an der dortigen Universität die in Fachkreisen großen Ruf genießenden Professoren Furtwängler und Hahn, der eine Zahlentheoretiker, der andere Funktionentheoretiker. Zweitens betrieb ich damals auch noch ernsthaft Studien in Musiktheorie, und dafür war Wien zweifellos ein gegebener Ort. Die beiden Assistenten am mathematischen Universitätsinstitut, die meine Übungs- und Seminararbeiten korrigierten, waren die nachmaligen Professoren Lense, Ordinarius in München, und Vietoris, Ordinarius in Innsbruck. Beide sind heute bereits emeritiert, ich stehe aber immer noch in freundschaftlichem Kontakt mit ihnen und habe sie erst letzthin auf einem Mathematikerkongreß in Linz getroffen.

Zu meiner Studienzeit in Wien herrschte eben die schreckliche Inflation nach dem ersten Weltkrieg. Die Preise kletterten täglich in die Höhe, und bei jeder Geldüberweisung von zu Hause war ich Millionär, leider nur in rettungslos der Entwertung entgegensegeln-

den österreichischen Kronen. So ist alles relativ, auch der Begriff des Millionärs. Es gab kein Hartgeld mehr, und die niedrigsten kursierenden Geldscheine waren auf eine Krone lautende Papierzettel, die der Einsparung wegen nur einseitig bedruckt waren. Sie wurden auf der leeren Seite von den Kellnern in den Restaurants zur Ausfertigung der Rechnung benutzt, weil das billiger zu stehen kam als die Benutzung von Notizpapier. Meine Bude hatte ich bei einer lieben Dame, namens Rose, und wenn es schon heißt «keine Rose ohne Dornen», so war sie die Ausnahme, welche diese Regel bestätigt. Sie war wirklich eine Rose ohne Dornen; nach mir wohnten noch ein Bruder und meine Schwester bei ihr, und sie blieb für uns bis zu ihrem Tode die gute Tante Rose. Es mag interessieren, daß wir auch damals in Wien unsere Studentenunruhen hatten. Das farbentragende Studententum stand noch wacker in Blüte, insbesondere die nationalen Studentenschaften suchten sich bei jedem Anlaß bemerkbar zu machen. Eines schönen Tages fanden sie, es habe zu viel aus dem Osten zugewanderte, namentlich jüdische Studenten, weshalb sie kurzerhand die Tore der Universität und aller ihrer Institute besetzten und nur noch arische Hörer einlassen wollten. Aber die Aktion erwies sich als Bumerang. Denn es war ein erklecklicher Teil der Professorenschaft, darunter berühmte Häupter, keineswegs arisch und weigerte sich, unter obwaltenden Umständen zu dozieren, und die übrigen Professoren hielten größtenteils zu ihren nichtarischen Kollegen. Besonders gefreut hat mich damals das tapfere Verhalten des bekannten Experimentalphysikers Lecher. Bei seinem Erscheinen im großen Physik-Auditorium wurde er mit tosendem Beifall begrüßt, worauf er ungefähr folgende Worte sprach: «Meine Herren, zum Dank für Ihre Ovation möchte ich Ihnen einen guten Rat geben: verwenden Sie Ihre Zeit lieber zum Studieren statt zum Demonstrieren. Denn es ist leider so, daß die Herren mit Farbe und Schmiß bei mir in den Examina zumeist nicht glänzen, wogegen die östlichen Mauscheles Schlag auf Schlag richtige Antworten geben. Soviel für heute, womit die Vorlesung beendigt ist.» Es ist mir auch noch erinnerlich, wie er einmal über sogenannte irreversible Prozesse sprach. «Irreversibel, das heißt nicht umkehrbar, ist auch der Ablauf der Zeit. Glauben Sie nicht auch, daß unsere Herren Politiker, selbst jene von der Linken, das Rad der Zeit gerne zurückdrehen würden, wenn sie könnten. Denn wenn auch in der Monarchie sicher nicht alles zum besten stand, so lebte es sich doch ungleich angenehmer.»

Die Fortsetzung meiner Studien erfolgte an der Universität Zürich, und ich erwarb mir das Diplom für das höhere Lehramt mit den Fächern Mathematik, Pysik und Astronomie. Obwohl ich heute kein physikalischer Hirsch mehr bin, so bin ich doch immer noch stolz darauf, die Physikprüfung beim berühmten Nobelpreisträger Schrödinger mit beachtlichem Erfolg bestanden zu haben. Eine erschreckende Vielzahl von Leuten ist der Auffassung, daß es für das Studium der Mathematik ganz außerordentlicher Begabung bedürfe und daß im übrigen diese Wissenschaft eine überaus trockene Angelegenheit sei. An letzterer Meinung tragen meist die Mathematiklehrer selbst die Schuld. Sie übersehen vielfach, daß die Anfangsgründe der Mathematik den jungen Menschen in einem Alter aufgetischt werden, in welchem sie für die Auseinandersetzung mit abstrakten Dingen noch keineswegs aufgetaut sind. Ich verdiente mir meine Sporen als Mathematiklehrer, indem ich für kurze Zeit vertretungsweise am Lyceum in Zuoz unterrichtete. Als der damalige Direktor des Institutes eine meiner Stunden mit seinem Besuch beehrte, machte er vorerst ein höchst unwilliges Gesicht, als er wahrnahm, daß ich einen Fußball in Händen hatte und mir von den Buben die Spielregeln erklären ließ. Anschließend aber unterhielt ich mich mit ihnen, die ganz Ohr waren, über Durchmesser, Umfang, Oberfläche und Volumen des Balls, und wir berechneten zusammen sein Gewicht, wenn er statt mit Luft beispielsweise mit Kork oder mit Blei gefüllt wäre. Schlußendlich einigten wir uns darauf,

daß als Überschrift zu den gemachten Notizen statt «Der Fußball» etwas allgemeiner «Die Kugel» gesetzt werden könne. Diese kleine Episode ist in meinem Gedächtnis haften geblieben, weil der Direktor nach der Schulstunde zu mir bemerkte: «Ach, hätte ich doch bei Ihnen Mathematikunterricht gehabt!» So etwas tut natürlich wohl. Aber es war auch sonst eine schöne Zeit. Abends erhielt ich auf meinem Zimmer oft Besuch von Zöglingen, die mit einem mathematischen oder physikalischen Problem nicht zu Rande kamen. Unter der Lehrerschaft herrschte ein sehr nettes kollegiales Verhältnis. Zwar war da für den Englisch-Unterricht ein währschafter Engländer, der als trocken und humorlos galt. Anderseits war der Musiklehrer, ein Wiener, für ein lustiges Unterfangen stets zu haben. Eines Tages entdeckte er, ich weiß nicht mehr wie und wo, zwei Waldhörner, und ausgerechnet wir zwei waren des Blasens auf diesen Instrumenten kundig. Am Abend intonierten wir in der «Lehrervilla», das war das von den unverheiratenen Lehrern bewohnte Haus, den Pilgerchor aus der Oper Tannhäuser und durchschritten feierlich die Korridore. Und aus den Zimmern traten die Kollegen, schlossen sich an und sangen, wenn keine Worte, so wenigstens la-la-la. Da kam um die Ecke eine hohe Gestalt, eine Wolldecke umgehängt und einen langen Bergstock in Händen, gleichsam ein Pilger. Es war der als humorlos taxierte Englischlehrer, und mit Grabesstimme deklamierte er: «Umsonsten suchet ihr Elisabeth, sie lebt nicht mehr!»

Leider war meine Zeit in Zuoz nur kurz bemessen, und ich kehrte nochmals an die Universität Zürich zurück zwecks Ausarbeitung einer Dissertation. Mein hochverehrter Lehrer Professor Fueter gab mir ein Thema aus dem Grenzgebiet von Zahlen- und Funktionen-Theorie. (Für den Fall, daß vielleicht doch ein Mathematiker unter den Lesern ist: Es handelte sich um lineare unimodulare Substitutionen mit Koeffizienten aus einem imaginär-quadratischen Zahlkörper.) Ich sollte zeigen, weshalb eine für die Ebene bekannte Darstellungsweise nicht auf den Raum übertragen werden könne. Das war anfangs November, und als Weihnachtsgeschenk überbrachte ich Herrn Prof. Fueter den Beweis, daß die Übertragung eben doch möglich sei, und der Beweis war gewissermaßen auf der Rückseite einer Briefmarke zu erbringen. Es war ein Kolumbusei und eine der kürzesten Doktorarbeiten, die je an der Zürcher Universität Genehmigung fanden.

Da stand ich denn als neugebackener Doktor der zweiten philosophischen Fakultät und hatte das Glück, gleich eine Stelle als Mathematiker bei der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft zu finden. Es war wirklich unerhörtes Glück, denn Stellenlosigkeit war zu jener Zeit bei jungen Akademikern so ziemlich die Regel. Jüngere Leser mögen staunend vernehmen, daß vor fünfzig Jahren ein Anfangslohn von 400.— Franken monatlich ein sehr gutes Salär war, mit dem sich recht leben ließ und das auch noch zur Abtragung der Studienschulden in relativ kurzer Zeit reichte.

Nun werden viele nicht wissen, was eine Rückversicherungs-Gesellschaft ist. Ich wußte es übrigens vor dem Stellenantritt auch nicht, und zum weitern Trost kann ich sagen, daß vermutlich sogar zahlreiche Rückversicherungs-Angestellte sich über Sinn und Zweck ihrer Arbeitgeberin nicht recht im klaren sind. Insbesondere heute, wo die Bindung zum Arbeitsplatz vielfach verloren geht und nur der Umfang der Lohndüte maßgeblich ist. Bei der Rückversicherung versichern sich nämlich die direkt mit dem Publikum arbeitenden Versicherungs-Gesellschaften. Wenn beispielsweise ein großer Versicherungsabschluß getätigt werden soll, sei es, daß eine Fabrik sich gegen Feuerschaden abschirmen oder ein Nabob eine millionenschwere Lebensversicherung zugunsten seiner Lieblingsodaliske abschließen möchte, so wird eine Versicherungsgesellschaft in den seltensten Fällen auf den Abschluß verzichten, weil das zu tragenden Risiko für sie zu groß ist. Sie übernimmt die Versicherung und überträgt alsogleich, ohne daß der Versicherungsnehmer etwas weiß oder merkt, einen so großen Anteil auf den Rückversicherer, daß

der verbleibende Rest für sie tragbar erscheint. Der Rückversicherer gibt notwendigerweise einen Teil des Risikos auch wieder auf internationaler Ebene weiter an andere Rückversicherungs-Gesellschaften. Der Rückversicherer arbeitet also international, bei der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft sind für die Gewinn- und Verlustrechnung rund hundert verschiedene Währungen zu berücksichtigen, und die durchschnittliche tägliche Prämieneinnahme, umgerechnet in Schweizerfranken, beträgt um die fünf Millionen. Es spielt also neben dem eigentlichen Versicherungsrisiko auch noch das Währungsrisiko eine gewichtige Rolle. Die Aufgabe des Mathematikers bei einem solchen Unternehmen besteht darin, auf Basis von Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik für das zu tragende Risiko ausreichende Prämien zu berechnen, die technischen Reserven für die Bilanz zu bestimmen und den für eigene Rechnung tragbaren Risikenumfang abzuschätzen. Seinerzeit standen uns als Hilfsmittel einfache Handrechenmaschinen und Logarithmentafeln zur Verfügung, heute hat man natürlich ein elektronisches Rechenzentrum. Dafür gibt es nun den Beruf des Programmierungsmathematikers, der heraustüfteln muß, wie die auszuwertenden Formeln der Maschine, die ja nur rechnen, aber nicht denken kann, zu verfüttern sind.

Der Rückversicherer hat, wie bereits gesagt, keinen direkten Kontakt mit dem Versicherungsschutz suchenden Publikum, sondern nur mit Versicherungs-Gesellschaften, mit welchen er nach Möglichkeit feste Beteiligungsverträge abzuschließen sucht. Und nachdem das Geschäft bekanntlich meist nicht von selbst kommt, man ihm vielmehr nachgehen muß, so ergab es sich, daß auch ich, einmal in Amt und Würden emporgestiegen, vielfach herumreisen mußte. So weilte ich einstens längere Zeit in Konstantinopel, um bei der Errichtung einer national-türkischen Rückversicherungs-Gesellschaft Geburtshelferdienste zu leisten. Nachdem ich zu jener Zeit noch keineswegs als Fachmann mit großer Erfahrung angesprochen werden konnte, war ich gewissermaßen der Einäugige unter den Blinden. Es war die Zeit des großen Umbruchs unter Kemal Pascha, genannt Ata Türk. Zu seinen verschiedenen Reformen gehörte auch die Ersetzung der arabischen durch die lateinische Schrift. Wer da bereits lesen und schreiben konnte, und es waren ihrer nicht viele, mußte umlernen, und wer es noch nicht konnte, das war die große Mehrzahl, sollte es nun schleunigst nachholen. Da sah ich denn täglich, wie sich der weißhaarige Portier unseres Geschäftsgebäudes, Muhamed mit Namen, abmühte, mit ungelenken Fingern Buchstaben auf ein Stück Papier zu malen.

Die Büroangestellten waren von der Umschulung nicht durchwegs begeistert. Die arabische Schrift gestattete viel schneller zu schreiben, meinten sie, was vielleicht etwas für sich hat, denn man schreibt da nur die Konsonanten, ähnlich wie bei unserer Stenographie. Und dann gab es bei den Rechnungen und Buchungen ununterbrochen Fehler wegen Verwechslungen. Denn unser Zeichen für Null bedeutet auf arabisch fünf; was für uns ein Punkt ist, ist dort eine Null, und die arabische Sechs ähnelt unserer Sieben. Item, man hatte seine liebe Not, und in meiner Bibliothek erinnert mich noch heute eine Logarithmentafel in arabischer Schrift, und daher von hinten nach vorn zu lesen, an jene dornenvollen Stunden.

Aber besagte liebe Not hatte ich nicht nur mit den Angestellten. Als ich zum Beispiel den vorgesetzten Instanzen erklärte, daß man für die Lebensversicherung keinen speziellen türkischen Tarif konstruieren könne, weil landeseigene Sterblichkeitsstatistiken fehlten, verwies man mich auf den großen Friedhof von Üschküdar. Auf den Grabsteinen sei ja vermerkt, wie alt die Leute geworden seien. Nun kann ich hier nicht darlegen, wie man eine Sterblichkeitsstatistik erstellt. Es würde dies viel zu weit führen und zudem die wenigsten Leser interessieren. Aber auf die mir damals zugemutete Weise geht es auf keinen Fall. Ein andermal wurde ich gefragt, warum man für die Lebensversicherung in der Bilanz eine Reserve eingestellt habe, nachdem doch die Schadenfälle des abgelaufenen Jahres beglichen

worden seien. Es handle sich hier um Ansammlung des Sparkapitals für die künftig zu leistenden Zahlungen bei Versicherungsablauf, das heißt für die Erlebensfälle, erklärte ich. Da meinte der behördliche Berater: «Aber mein Lieber, so etwas wie Erlebensfälle gibt es doch hierzulande nicht.» Ich erinnere mich auch, wie ich erstmals im Vorzimmer des Finanzministers in Ankara antichambrierte, in Gesellschaft eines Kaffeekochs, der mir die Wartezeit durch periodische Verabreichung eines Täßchens türkischen Kaffees angenehmer gestaltete. Da stand an der Wand ein mit Büchern vollgestopftes Regal, und das erste Buch, das ich wahllos herauszog, trug den Titel «Susanne, das fleißige Hausmütterchen». Unsere Mütter und Großmütter werden sich sicher an dieses einstmals beliebte Lehrmittel für angehende Hausfrauen erinnern. Genannten Ortes aber hatte es kaum etwas zu suchen und täuschte lediglich, zusammen mit vielen andern Schmökern, dem sprachunkundigen Besucher eine wohldokumentierte Fachbibliothek vor. Es wäre nun aber ungerecht, wenn ich verschweigen wollte, daß die Türkei sich in den letzten fünfzig Jahren ganz gewaltig entwickelt hat und daß der heutige Zustand jenem früheren in keiner Weise mehr entspricht. Übrigens ist einer meiner damaligen Schüler heute Präsident des Versicherungs-Aufsichtsamtes im türkischen Handels-Ministerium, und da kann es kaum fehlen.

Mit den Jahren begann mir dann doch der Ruf eines ernst zu nehmenden Fachmannes auf dem Gebiet der Personenversicherung anzuhaften. Nicht nur im Inland bei Gemeinwesen, Kantonen (darunter auch Graubünden), der Schweizerischen Unfall-Versicherungs-Anstalt und beim Bundesgericht hatte ich mich gutachterisch zu äußern, auch vom Ausland her gelangte man mit versicherungstechnischen Anliegen an mich. So erhielt ich eines schönen Tages ein Schreiben des Konsortiums der griechischen Großbanken, ich möchte doch den Status ihrer Pensionskassen an Ort und Stelle untersuchen, es scheine die Institution nicht ganz in Ordnung zu sein. Ich hatte aber keine besondere Lust, und die Sache paßte mir auch zeitlich nicht ins Konzept, weshalb ich einen höflich ablehnenden Brief schrieb. Als Antwort erhielt ich zwei Retourflugkarten Zürich—Athen erster Klasse und die lakonische Mitteilung, es sei für meine Frau und mich im Palace-Hotel zu Athen ein Appartement reserviert. Worauf meine Frau erklärte, wenn ich den Auftrag nicht annehme, so sei das ein Scheidungsgrund. Da gab ich klein bei, und wir haben drei wunderschöne Wochen in Griechenland verlebt. Bei dieser Gelegenheit hat sich für mich wieder einmal bewahrheitet, daß man in seinem Beruf nie auslernt. Allein schon die Durchsicht der Statuten der zu begutachtenden Pensionskassen ergab zum Teil ganz merkwürdige Aspekte. So war zum Beispiel stipuliert, daß die Waisenrente an Mädchen bis zum Tage ihrer Verheiratung auszuzahlen sei. Und in der Tat fanden sich in der Kartothek der Rentenbezüger weibliche Waisen jeder Altersstufe, die älteste Waise stand im zarten Alter von über siebzig Jahren.

Aber längst nicht alle beruflichen Reisen waren ein reines Vergnügen, besonders nicht jene während des letzten Krieges. In besonders unangenehmer Erinnerung ist mir eine Reise nach Berlin. Es war im Sommer 1944, und ich weilte mit der Familie gerade am Vierwaldstättersee in den Ferien, als mich die Nachricht ereilte, ich müsse unbedingt wegen wichtiger vertraglicher Verhandlungen nach Berlin. Mit einiger Mühe erhielt ich ein deutsches Reise- und Aufenthalts-Visum für 48 Stunden. Dabei dauert die Bahnfahrt, eine andere Transportmöglichkeit gab es nicht, von der Grenze weg erheblich über 12 Stunden. Item, ich konnte meine Aufgabe dorten in einer etwa zweistündigen Unterhandlung erledigen und sputete nach einem Reisebüro, um einen Schlafwagenplatz für den Abend gleichen Tages zu bestellen. Schlafwagenplätze gebe es nur wenige, und diese wenigen seien auf Wochen hinaus ausverkauft, wurde mir kundgetan. Da griff ich in die Rocktasche, zog ein Päcklein Schweizer-Stumpen hervor und sagte zum Mann hinter der Theke: «Ich komme in zwei Stunden wieder vorbei. Wenn

Sie mir bis dann einen Platz haben, so gehört dieses Päcklein Ihnen.» Und es wechselte tatsächlich zwei Stunden später den Besitzer. Spät abends lotste mich ein älterer Hotelportier durch die rabenschwarz verdunkelte Stadt zum Bahnhof. Dort meinte er: «Glück gehabt, daß kein Fliegeralarm war. Wünsche gute Reise! Sie sind zu beneiden, daß Sie in die Schweiz fahren können. Wir hier werden kaum davonkommen.» Als ich auch ihm ein Päcklein Stumpen in die Hand drückte, kamen ihm wahrhaftig die Tränen. Wie relativ ist doch der Wert der Dinge.

Während des Krieges gegen das tausendjährige Reich traf ich mich verschiedentlich mit französischen Geschäftsfreunden in Aix-les-Bains. Ich fuhr jeweils von Genf aus mit einem Taxi dorthin, wobei ich zur Bedingung machte, daß der Fahrer Nichtraucher sei. Denn Zigaretten waren in den Kriegsländern Mangelware, und man durfte nach Frankreich nur drei Päckchen pro Person mitnehmen. So konnte ich immerhin sechs Päckchen über die Grenze bringen. Unterwegs hielten wir bei Bauernhöfen, um ein paar Eier oder ein Hühnchen zu erhamstern, meist mit Erfolg. Es war gewiß nicht bloße Berechnung, wenn ich den von Paris hergereisten Verhandlungspartnern solche Präsente mitbrachte, aber Zigaretten und Eier haben jeweils doch ein freundliches Geschäftsklima geschaffen. In den Hotels von Aix-les-Bains bekam man für teures Geld nur kleine Portionen schlechten Essens. Ein guter Engel in Gestalt eines Gepäckträgers verriet mir, daß man in der Nähe des Kurortes bei einer alten Barrierenwärterin heimlich gut essen könne. Die gute Alte wollte vorerst von nichts wissen. Erst als ich hoch und heilig versprach, sie niemandem zu verraten, tischte sie nach der nötigen Wartezeit ein an Friedenszeiten gemahnendes Mahl auf. Befragt, woher denn all die Herrlichkeit, erklärte sie, daß sie neben dem Barrierendienst einen Gemüsegarten und einen kleinen Kartoffelacker bewirtschafte, zudem habe sie hinter dem Wärterhäuschen einen Hühnerhof. Nach meiner Schuldigkeit gefragt, antwortete sie, sie habe kein Wirtschaftspatent und dürfe keine Rechnung stellen; aber ein Geschenk wäre ihr natürlich angenehm. Offenbar war sie mit meinem «Geschenk» zufrieden, denn sie sagte, es würde sie freuen, wenn ich gelegentlich wieder käme, und ich habe ihr den Wunsch gerne erfüllt.

Als Mitarbeiter in einem international tätigen Unternehmen lernt man auch die Mentalität anderer Völker und Rassen kennen und muß sich damit auseinandersetzen. Bekanntlich stehlen die Zigeuner nicht, sie finden nur vieles, das nicht gut gesichert ist, und die Betroffenen sind selbst schuld, wenn sie auf ihre Sachen nicht besser aufpassen und somit verlieren. Nun, mit Zigeunern hatte ich es nicht zu tun, aber oft mit fernöstlichen Geschäftspartnern, und nach deren Ansicht handelt der nicht etwa unrecht, welcher den andern übervorteilt, er ist einfach der Klügere. Da hatten wir einen Vertrag mit sogenannter Meistbegünstigungsklausel mit einer im Fernen Osten etablierten Versicherungsgesellschaft. Bei der Analyse der Geschäftsberichte dieser Gesellschaft und Vergleich mit dem uns zedierten Geschäft hatte ich den Eindruck, daß da etwas nicht stimme. Als ich dann mit einem Kollegen von einer andern großen Rückversicherungs-Gesellschaft zu tun hatte, brachte ich von ungefähr die Rede auf jene Gesellschaft, ob sie ihm wohl bekannt sei? «Und wie», antwortete er, «wir haben mit ihr einen Vertrag mit Meistbegünstigungsklausel. Geben Sie sich keine Mühe, da ist für Sie nichts zu holen!» Bei nächster Gelegenheit stellte ich den fernöstlichen Generaldirektor natürlich zur Rede, aber er war keineswegs peinlich berührt. «So, Sie haben es gemerkt? Wirklich schlau, alle Achtung!» Ich hielt ihm einen kleinen Privatvortrag über den wichtigen Grundsatz von Treu und Glauben im internationalen Geschäftsverkehr, genützt hat es vermutlich nicht viel.

Trotz der guten und interessanten Stellung bei der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft konnte ich den Wunsch nach Lehrtätigkeit nicht unterdrücken. Deshalb habilitierte ich mich nebenbei an der Universität Zürich, wo ich nun seit bald vierzig Jahren

Vorlesungen über angewandte Mathematik halte. Mein akademisches Wirken und meine fachlichen Publikationen blieben offenbar nicht ganz unbeachtet, denn ich wurde verschiedentlich zu Vorträgen und Gastvorlesungen im Ausland eingeladen. So auch einmal nach Lissabon. Als ich dort in der Stadt flanierte und so von ungefähr die Auslage einer großen Buchhandlung betrachtete, trat ein junger Mann heraus, begrüßte mich in ordentlichem Deutsch freudig mit Namen und Titel und bat mich, doch einzutreten. Und dann erzählte er mir, er habe in Zürich Nationalökonomie studiert und dabei auch bei mir Vorlesungen gehört. Dann habe er in seiner Vaterstadt Lissabon doktoriert, seine Dissertation sei erst vor kurzem herausgekommen, und er erlaube sich, mir ein Exemplar mit Widmung zu überreichen. Nunmehr habe er von seinem Vater diese Buchhandlung übernommen. Im curriculum vitae der mir übergebenen Dissertation fand ich dann meine Kurse überaus lobend erwähnt. Daß der junge Buchhändler mir in Lissabon ein kundiger Cicerone war, versteht sich am Rande. Als ich nach unvergeßlich schönen Tagen mich auf dem Flugplatz von Lissabon zum Rückflug nach Zürich meldete, zeigte sich, daß mein Platz im Flugzeug irrtümlicherweise zweimal verkauft worden war. Es bleibe keine andere Wahl, hieß es, als daß der eine der beiden Passagiere vorläufig in Lissabon warte, auf Kosten der Fluggesellschaft natürlich, bis ein freier Platz vorhanden sei. Der andere, mit der gleichen Platznummer wie ich, hatte es furchtbar eilig, ich keineswegs. Für mich galt seit jeher die Devise «Dem Weisen ist die Ruhe heilig, nur der Verrückte hat es eilig», denn nichts ist so dringlich, als daß es durch einen Aufschub nicht noch dringlicher würde. Als junger Chef der mathematischen Abteilung der Schweizerischen Rückversicherungs-Gesellschaft erhielt ich einmal von der Generaldirektion den Auftrag, dringlichst eine gewisse Berechnung durchzuführen. Das Resultat müsse in einer knappen Stunde vorliegen. Umsonst erklärte ich, zur Durchführung des Auftrages würden drei bis vier Stunden benötigt. Ich möge eben ein paar Rechner mehr einsetzen, erhielt ich zur Antwort. Nun gibt es eben Aufgaben, die durch vermehrten Personeneinsatz nicht in kürzerer Frist erledigt werden können. Wenn beispielsweise ein Churer Alpinist zur Bezwingung des Mittenberges sagen wir eine Stunde benötigt, so wird das kühne Unternehmen durch den Einsatz einer Dreier- oder Vierer-Gruppe nicht in kürzerer Zeit bewältigt. Eher im Gegenteil, denn die Mannen werden in heftiger politischer Diskussion oder zufolge anderer Meinungsverschiedenheiten ab und zu stillstehen und Zeit verlieren. Ich rechnete damals nach bestem Wissen und Gewissen etwas zusammen, und unter das Resultat schrieb ich mit Rotstift «Ohne Gewähr, vermutlich falsch». Es hat ein für allemal gewirkt. Um aber auf meinen Aufenthalt in Lissabon zurückzukommen, so ist zu melden, daß ich zwei volle Tage warten mußte, bis mich ein Flugzeug mitnehmen konnte. Ich habe diese Freizeit genutzt, um die herrliche Umgebung der Stadt kennen zu lernen. Der Badeort Estoril mit seiner üppigen Vegetation, das hochgelegene Städtchen Sintra mit dem grandiosen Königspalast und den maurischen Schlössern, und insbesondere die Serra d'Arrabida, die als steile Wand aus dem flimmernden tiefblauen Ozean aufsteigt, sind kleine Paradiese, wie sie auf dieser Welt selten zu finden sind.

Ganz erheblich weniger angenehm verlief kurz nach dem letzten Krieg eine Reise nach Holland, wohin mich die Gesellschaft für Verzekerings-Wiskunde zu einem Vortrag eingeladen hatte. Vorgängig hatte ich in Deutschland etliches zu erledigen, und da muß mich irgendwann, irgendwo ein unsauberes Insekt in die linke Hand gestochen haben. Die Hand schwoll langsam, aber stetig an, und als ich in Hamburg einen Arzt aufsuchte, meinte er, da mache sich wohl eine Blutvergiftung bemerkbar, vielleicht könne man die Sache mit Pillen noch abstoppen. So reiste ich denn nach Scheveningen, die Hand nach des Arztes Rat hochgebunden und nährte mich unterwegs von besagten Pillen. Spät abends kam ich an, fühlte mich gar nicht sonderlich und ließ

einen Arzt ins Hotel rufen. «Kommen Sie sofort mit», sagte dieser, als er die Sache besichtigt hatte, und in seiner Praxis stach er mir ohne schonende Vorbereitung mit einer Lanzette zwischen Zeige- und Mittelfinger tief hinein. Da quoll ein dicker Eiterstrom heraus, der kein Ende nehmen wollte. «So, und was mache ich nun, außer einem schlechten Eindruck?», wollte ich wissen. «Vermutlich ist es damit erledigt. Baden Sie die Hand fleißig in heißem Sodawasser.» Das war natürlich leichter gesagt als getan. Anderntags hielt ich dann doch meinen Vortrag, der bei meinen holländischen Kollegen ganz sicher einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, denn als ich gerade im Begriffe war, an der Wandtafel eine wichtige Formel zu entwickeln, klappte ich ohnmächtig zusammen. Als ich mich von meiner Ohnmacht und das Auditorium sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt hatten, konnte ich den Vortrag doch noch zu glücklichem Ende führen. Wohl in dankbarem Gedenken haben mich die holländischen Kollegen einige Jahre später zum ersten Sekretär des ebenfalls in Scheveningen tagenden internationalen Kongresses für Versicherungs-Mathematik ernannt. Da sollte ich unter anderem einen Schlußbericht in den drei Sprachen Deutsch, Französisch und Englisch redigieren. Für jede am Kongreß teilnehmende Nation war mir ein Hilfssekretär beigegeben. Und da präsidierte ich denn in einem Sitzungssaal ein babylonisches Sprachgewirr und sah bald ein, daß man auf diese Weise zu nichts Vernünftigem kommen könne. Da konnte nur eine drakonische Maßnahme helfen. «Meine Herren Kollegen», sprach ich, «Sie wissen alle, daß ein Bericht zusammengestiefelt werden muß. Sicher sehen Sie auch ein, daß es dergestalt nicht geht. Ich setze mich nun mit den drei Delegierten von Deutschland, Frankreich und England zur Arbeit, alle übrigen gehen vier Stunden spazieren. Alsdann werden wir Ihnen den Entwurf eines Berichtes vorlegen. Sofern Sie mit dem Text einverstanden sind, ist alles in Butter, sofern nicht, wechseln wir die Rollen, das heißt ich gehe mit den drei genannten Herren spazieren und die übrigen bleiben da und verfassen den Bericht.» Nach vier Stunden wurde der Bericht mit Akklamation genehmigt.

Auch in Brüssel amtete ich dereinst als Kongreß-Sekretär. Unter anderem diskutierte man über Invaliditätsversicherung, und von gewisser Seite wurde propagiert, in den bezüglichen Versicherungsbedingungen die Berufsinvalidität als versichert zu erklären. Dagegen opponierte ich und trat für den Begriff der Arbeitsinvalidität ein. Wenn beispielsweise ein Konzertgeiger zufolge Unfalls an der linken Hand eine nur kleine, aber bleibende Schädigung erleidet, so ist er berufsinvalid, aber doch keineswegs arbeitsunfähig. Es ist durchaus zumutbar, daß er Musikunterricht erteile. Als die Diskussion heftige Formen anzunehmen begann, stellte ich die Frage, ob ein Schriftsteller, dem nichts Originelles mehr einfalle, als berufunfähig und daher als invalid zu betrachten sei? Damit entfachte ich einen Heiterkeitsausbruch des ganzen Kongresses inklusive Präsidialpodium, und just diese fröhliche Situation wurde durch einen Pressephotographen im Bilde festgehalten. Auch heute noch besuche ich gerne Kongresse mathematischer Natur, eher als Schlachtenbummler als um aktiv mitzuwirken. Denn als alt Präsident der Schweizerischen Mathematischen Gesellschaft, Ehrenmitglied der Vereinigung Schweizerischer Versicherungs-Mathematiker und ordentliches Mitglied des Internationalen Statistischen Institutes treffe ich dorten stets Kollegen, die mir mit der Zeit zu geschätzten Freunden geworden sind und mit welchen ein Wiedersehen gebührend gefeiert werden muß. Immerhin hat es mich im Frühjahr 1968 am Kongreß für angewandte Mathematik in Prag, also kurz vor dem Einmarsch der Russen, nochmals erwischt. Als ich mich, nichts Böses ahnend, auf dem Kongreßbureau meldete, eröffnete man mir, daß ich als Präsident der Sektion Hydromechanik auserkoren sei. Nun habe ich beileibe nichts gegen die Hydromechanik, sie ist ein sicher ebenso interessanter wie nützlicher Wissenszweig, nur habe ich mich damit seit der Studienzeit nicht mehr beschäftigt. Ich zauderte, aber nur kurz, und

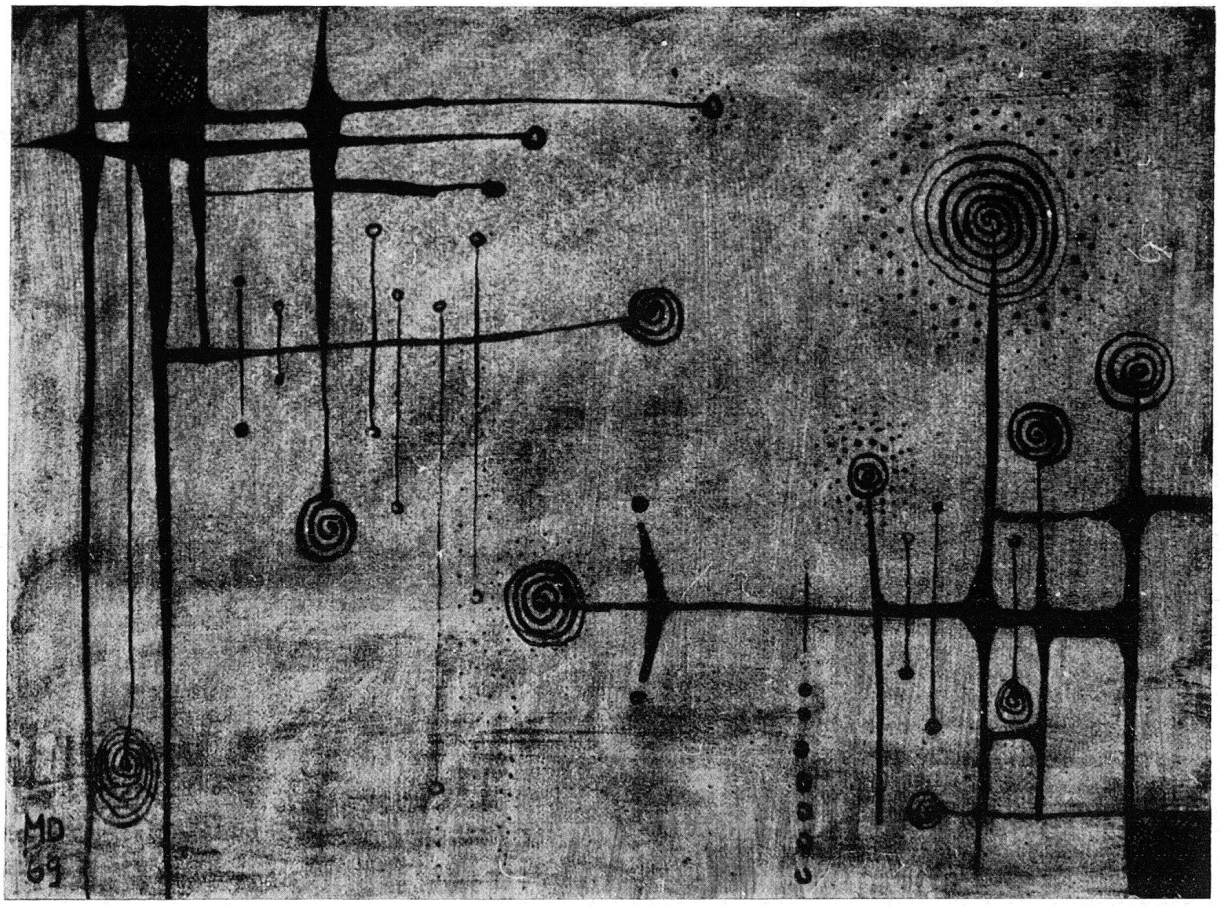
zog mich dann auf mein Hotelzimmer zurück, um die zum Thema eingereichten Vortragsmanuskripte zu studieren. Und dann habe ich, sozusagen von keinerlei Fachkenntnis getrübt, souverän präsidiert und sogar den im Programm vorgezeichneten Zeitplan eingehalten, was sonst selten vorkommt. Fast möchte ich behaupten, auf jenem Kongreß in Prag die Ehre der Schweiz gerettet zu haben.

Wenn ich eingangs der Meinung Ausdruck gegeben habe, daß man bei Erreichung meiner Altersstufe wohl berechtigt sei, etwas Rückschau zu halten, so soll damit nicht gesagt sein, daß ich meinen Lebenslauf als abgeschlossen betrachte. Im Gegenteil, ich hoffe noch eine Zeitspanne vor mir zu haben und, gemessen an den heutigen Mortalitätsstatistiken, alt zu werden. Und das einfachste Mittel, alt zu werden, ist bekanntlich lange zu leben. Man wird aber mit der verfügbaren Zeit haushälterischer umgehen müssen, denn unsere Umwelt bietet so viel Lebenswertes, Interessantes und Schönes, daß selbst das Alter eines Methusalem zur Ausschöpfung nicht reicht.

Gleichnis

Und unser Leben gleicht der Spur am Strand:
Darüber spülen Wind und Welle
Und ebnen sie mit einem Häuflein Sand.

Martin Schmid
(aus «Stille Wege», Gedichte,
Verlag Sauerländer, 1923)



MADLAINA DEMARMELS: TUSCH, FEDER, PINSEL